

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Fr 98

Posen, den 28. April 1929

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

O du Heimatflur!

Roman von Johannes Höfner.

(Nachdruck verboten.)

24. Fortsetzung.

Schäm di in din Ader un Blod, dat jon Wöör mang din grote Tān dörschämten. Wenn de Kirl en Trugensmīsch wir: de Dogen uten Kopp hätt id di fracht. De edder id! Hinrik, wenn dat en Jng mit us hätt, wat dücht di woll, wo ward di ein noch wat taustikken? Eös Buddeln Rotšpon hätt du all schlukt. Un as de Lüer sind, brödd man ehr de Wust. Un nu verspreek mi dat mit Gedes Hand, dat du den verslögden Keerl un den Kraug affseggst up ewige Tijd. Wenn he sin Magen to ne Drangtunn maken will, lat em dat. Du äwerst nich.“

Un Hinrik tat wie sie wollte und nahm sie in den Arm, daß die Blumen an ihrer Brust zerkniffen. Und im Gebüsch schlug die Nachtigall süß und traurig, und Hedken sagte mit heißem Atem: „Hört du ehr? De singt ehre toten Kinner lewendig.“ Und das war wahr. Die Nachtigall klagte um ihre Jungen, die der Marder unter dem Dach im Herrenhaus aus dem Nest geholt hatte. — Aber lebendig wurden sie nicht wieder.

Was tot ist, wird von keinem Lied wieder wach, weder Tier noch Mensch, und wenn es wäre, als sängen die Engel im Himmel vor Gottes Thron. Wenn einem der Tod den Finger ins Ohr gelegt hat und das Herz angerührt, dann versinken alle Stimmen dieser Erde.

Unten in der Mühle lag einer, dem war es so geworden. Aber der Müller war nicht friedlich von hinnen gegangen, und das Herz hatte nicht leise ausgeschwungen wie das Rad, wenn der Gang leergelaufen ist und die Kraft ausgeschaltet wird, sondern es hatte ein böses und plötzliches Ende mit ihm genommen mitten im besten Alter. Denn über dem Aerger, daß er den Schaden tragen sollte, den das Wasser an Damm und Deich angerichtet hatte, war er wieder in sein altes Laster verfallen, und eines Abends hatte der Schnaps ihn am Genick gepackt und durch die Mühlenlute gestoßen, und kein Hann Käsebieter war dagewesen, der ihm beigestanden hätte. Und nun lag er auf seinem letzten Lager, hörte das Wehr nicht mehr rauschen und keine Nachtigall singen, hatte den Kopf auf der Seite und sah aus, als horchte er nach einer andern Welt. Zwei Lichter brannten ihm zu Häupten, und ob das Rad nicht ging, war doch von dem stürzenden Wasser ein Schüttern in dem Gefäß, daß die Flammen beßen, und von Zeit zu Zeit kam vom offenen Fenster her ein Drängen und Wehen und ließ die Zungen über den Lichtern tanzen und locken, als wären es Irrwische. Und die Sommerluft floß um ihn her, und der Odem der Heimat atmete von ihm ein und nahm zuerst von dem Leib, der wiederkam, und hub an ihn abzubauen und zu zerbrechen, ehe die Erde ihn in ihren Schoß nahm, als eine zweite Mutter, ihn reifen zu lassen und umzubilden für den Tag einer neuen Geburt, wenn die Seele kam und nach ihrer Behausung fragte.

Morgen kam er aus dem niedrigen Zimmer erst unter den weiten Himmel und in die helle Sonne, danach in das enge Kämmerlein, sechs Schuh unter den Rasen. Die Ältesten trugen ihn auf ihren Schultern, hatten Zitronen in den Händen und würden ächzen und stöhnen, denn der Müller war ein schwerer Mann. Vor ihnen her zog Küster Bewersdorf mit den Kindern, und der Totengesang stieg in den lachenden Himmel, und die Lerchen jubilierten in die dunkeln Noten hinein, und die sie sangen, wußten noch keine Antwort auf die Frage: Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Und hinter dem Sarg kam das Dorf, die Männer in den langen schwarzen Warpröcken, die Gesichter in Kalten, und dachte einer dies, der andere jenes, mancher an den Tod und andere an das Leben, und die Frauen hatten die Augen voll Tränen, weinten laut oder leise. Aber eine würde keine Träne veraizeln, die es doch am meisten anging, die Müllerin selbst, denn ihr Herz war noch wie ein Stein, weil der Mann ihr das angetan hatte und war keines guten und ehrlichen Todes gestorben.

Und der Verbundei, wie der alte Christian nach seiner Umschüttung genannt wurde nach dem Anfang des Spruches, der jetzt unter der Krone um ihn lief: Verbum dei manet in aeternum — der Verbundei dröhnte und schrie den Tod ins Land. Aber der Müller hörte nichts mehr, als im Takt der Glocken die Schollen auf den Sarg polterten, und die Heimat nahm ihn an ihr Herz mit der gleichen Liebe, wie sie alle aufnahm, die zu ihr kamen aus der Welt und nach Hause, und fragte keinen aus, wie weit seine Füße gelaufen wären und auf welchen Wegen und was einer auf seinem Gewissen hätte. Die Seele freilich war anderswo und mußte Rede stehen und Antwort, denn der Mensch ist ein zwiespältiges Wesen.

Die Lichter fludderten, die geblühten Gardinen hauchten sich im Sommerabendwind, die Sterne fliegen und fielen und führten den Morgen herauf, des Müllers letzten Tag.

Und im Gutsparl sang die Nachtigall: Zadiith, Zadiith, und die Luft war voll und schwer von Rosen-duft, und die Wärme stand über der Erde, über die Bäume hinaus und tief in den flimmernden Himmel hinein. Und Hedken drückte sich eng an den Liebsten und drängte ihn so zur Tiefe des Gartens, wo das verschwiegene Dunkel lag und das Gebüsch dicht und schützend stand, und dachte nur an das Heute und nicht an das Morgen, und Hinrik Sewentritt hatte einen Ring um das Herz wie von Eisen, und der Odem blieb ihm weg, und gingen beide dahin, als wären sie eins und vergaßen Zeit und Ewigkeit.

Die Nachtigall schlug, und die Rosen dufteten so süß, die Knospen, die sich aufschlossen, und die ihre Seele aushauchten und starben, noch mehr.

Liebe und Lied und alle Wonnen der Sommer-nacht waren rings um das Herrenhaus wie Wellen um ein Schiff, aber den beiden Frauen drinnen war das alles fern und fremd, und ihre Herzen fuhren in ein graues, kaltes Land.

Gottfriede lag und wartete auf den Schlaf, daß er ihr Herz stille mache für kurze Zeit, aber es war wie immer seit vielen Tagen; er ging im Zimmer auf und nieder und horchte auf die Nachtigall und rührte ihre Augen nicht an bis auf den Morgen, wenn das erste Licht über die Bäume kam. Sie hatte die Hände über der Brust gefaltet, und ihre Augen gingen in das Dunkel und ihre Gedanken im Kreise und fanden doch keinen Ausweg aus dem Wirrsal, als den, daß sie mit gebundenen Händen warten müsse auf das, was käme. Und das stand vor ihr, schwarz und unabwendbar trotz allem, was Obväter auch sagte und Vinchen tröstete. Ja, wenn ein Wunder geschehe. Aber wie sollte das kommen? Und ihre Verzweiflung ließ sie nichts sehen von all den großen Gotteswundern, die sich draußen Tag für Tag begaben. Die größte Not führt auch die größten Wunder mit heraus, daß einem Menschenherzen die Kraft kommt zu überwinden und Herr zu werden über das, was unüberwindlich scheint, daß immer noch eine Hand aus den Wolken greift und die Geschicke des einzelnen und der Völker lenkt, daß nichts von ungefähr geschieht und daß was ein Wetter vernichtet hat, auch ein Wetter heilen kann — Pastor Krenzlin konnte sich das alles in seinem Studierzimmer ausdenken und zurechtlegen, aber wenn einer das im eigenen Leben anwenden sollte, wenn die Sorge auf einem liegt Tag für Tag und die Seele zu Boden drückt, wenn einer alles hingibt, was er hat und alles opfert, Glück und Liebe und Jugend, ob auch das Herz bricht, und es bleibt doch alles, wie es ist — das war zu schwer. Und der Wiesenpfad war vor ihr, hinter der Stadt, am Fluß entlang und die Blumen ringsum und das zitternde Gras und neben ihr Döring von Coccejis Schritt und seine Worte und sein Werben. Das war vorbei; das kam nicht wieder. In dem Boden ihrer Väter lag nun auch dies begraben und um so heißer umfaßte ihn ihr Herz.

Und oben im Trempel saß Vinchen in ihrem Lehnstuhl, und ihre Gedanken waren auf dem gleichen Wege wie Gottfriedens, und ihre Seele seufzte ihr Leid in die milde Nacht und hatte so Schweres auf Henkenhagen nicht erlebt denn jetzt, und wenn sie auch Gottfriede

gegenüber stark und zuversichtlich tat, war sie im Innersten Herzen doch recht verzagt und wußte nicht, wo alles hinauswollte.

Sie stand auf und trat ans offene Fenster und sah in den tiefen Himmel, wo die Sterne gingen, daß sie sich Trost hole für ihr Herz aus der Schrift, die dort oben stand.

Das Fenster klornte leise in den Haken. Der Vogel sang: Zäcküth! Zäcküth. Der Ries knirschte. Hinter den Bäumen blinkte ein helles Kleid, fiel ein Lachen und Zauchzen. Da legte sich Vinchen eine Angst um die Brust, daß eine da unten in dieser Nacht könnte zu Schaden kommen, und sie rief durch den Rosenduft und das heiße Lied der Nachtigall in das Dunkel hinein: „Hedken! Hedken!“

Und es war wie im Garten Eden, da die Stimme des Herrn nach Adam und Eva rief, und Hedken fuhr zusammen, ließ Hinrik Sewentritt fahren und schlug die Hände vors Gesicht, vor der Stimme, die vom Hause und der, die aus ihrem Gewissen kam, und schluchzte: „O du min Gott, o du min Gott! Wo wär ik hen?“ — Und fand sich aus dem Irngarten, darein die Nachtigall sie gelockt hatte.

*

Die ganze Nacht war Hedken Vinchens Stimme nicht aus dem Ohr gegangen. Und nun stand sie am frühen Morgen allein in der Küche und scheuerte verlegen und übereifrig ihr Kupfergeschirr und meinte, sie müßte in die Erde sinken, wenn die Mamsell käme. Und als dann die Tür ging und Vinchen vor ihr stand und ihr zwinfernd in die Augen sah, schlug sie den Blick nieder und sang an: „Ach, Mamsellen, wat möien Sei von mi vör Gedanken hewwen? Awerst fört Hart möt wat sin, wenehr ein dartau in de Joahren is. Ik mein, dat geiht all Irugensminsch nich anners. Awerst allens in Ehren. Mamsell brucht kein Angst hewwen, dat ik so ein wir. Nee, nee, ik schmiet mi nich wech. Wiß und wahrhaftig nich. Und hei is mi en ornlich Minisch. De deit mi nix an.“ Doch das Herz schlug ihr dabei bis in den Hals, und sie hätte der Mamsell am liebsten Hände und Füße küssen mögen, dafür, daß sie sie gestern abend gerufen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Der Polizeihund.

Von M. Kofjreß.

Um es gleich zu sagen: der Dobermann machte keinen sonderlich guten Eindruck. Er war, wie es schien, seit langem nicht gewaschen worden, seine Rippen zeichneten sich auf dem abgemagerten Körper deutlich ab.

„Sonderbarer Hund,“ sagt ein langer Mann zu seinem Gefährten, einem kleinen Dicken, der ein großes Paket trägt. „Stellen Sie sich vor, er folgt uns schon seit einer halben Stunde auf den Fersen.“ — Der Dicke bleibt stehen. „Ja, er bleibt auch stehen. Wahrscheinlich hat er sich verirrt.“ „Das glaube ich kaum,“ erwidert der Lange. „Sehen Sie sich den Hund an, ein echter Dobermann!“ „Was glauben Sie denn?“ fragt der Dicke sichtlich erregt. „Nichts Besonderes,“ erwidert der Lange und sieht den Dicken vieldeutig an. „Einiger Minuten lang gehen sie schweigend weiter. Der Dicke dreht sich einige Male um und betrachtet den geheimnisvollen Hund aufmerksam. „So ein Hund ist unersetzlich für die Geheimpolizei,“ spricht der Lange einen Gedanken, der ihm offenbar keine Ruhe gibt, endlich aus. „Leicht möglich,“ antwortet der Dicke mit gespielter Kaltblütigkeit.

Längeres Schweigen. „Er folgt Ihnen aber unaufhörlich,“ meinte schließlich der Lange. — „Warum ausgerechnet mir? Mir scheint, er folgt Ihnen.“ — „Ach, was! Er blüht gerade Sie ganz aufmerksam an.“ „Er blüht nicht mich, sondern Sie an. Ich sage Ihnen, er verfolgt Sie.“ „Ausgeschlossen,“ sagt der Lange. „Alles ist möglich,“ erwidert der Dicke und betrachtet seinen Gefährten argwöhnisch. Der Lange wird stutzig. „Ob er mich oder Sie verfolgt, ist noch eine Frage. Tatsache ist, daß das verdammte Vieh uns nicht in Ruhe lassen will.“ — „Vielleicht könnten wir einen Stein.“ — „Einen Stein! So ein Polizeihund wird gerade vor einem Stein Angst haben.“ — An einer Straßenecke bleibt der Lange stehen. „Auf Wiedersehen,“ sagt er. Der Dicke bleibt gleichfalls stehen, auch der Hund scheint zu warten. „Auf Wiedersehen!“ sagt der Dicke unschlüssig. „Ach, ich habe ganz vergessen, ich muß ja auch hier hinunter.“ „Dann gehen wir zusammen,“

ruft der Lange freudig aus. Beide machen einige Schritte und drehen sich um. „Zum Teufel,“ schreit der Lange. „Unbegreiflich!“ Der Dicke schüttelt den Kopf. Der Hund bleibt den beiden auf den Fersen. „Es ist vielleicht wirklich besser, wenn wir uns jetzt trennen,“ schlägt der Lange vor. „Bovor haben Sie denn eigentlich Angst?“ fragt der Dicke. „Und Sie?“ erwidert der Lange. Ein Passant bleibt vor dem Hunde stehen. „Fabelhafter Hund,“ sagt er und streichelt ihn. „Vielleicht geht er mit dem mit,“ flüstert der Dicke. Der Passant ruft den Hund, pfeift, schallt, der Hund achtet nicht darauf. „Kein Zweifel, es ist ein Polizeihund,“ behauptet der Lange. „Sonst wäre er mit dem Mann mitgegangen. So eine verdammte Bestie!“ „Wissen Sie was,“ schlägt der Dicke vor, „gehen wir in einen Hausflur hinein und warten wir einige Minuten.“ Die Beiden betreten ein Haus und schlagen dem Hund die Tür vor der Nase zu. „Gott sei Dank,“ atmet der Dicke erleichtert auf. „Jetzt wird er weggehen.“ „So sehen Sie aus,“ brummt der Lange. „Abrigens, was geht das eigentlich mich an? Er verfolgt ja Sie und nicht mich. Ich verstehe das überhaupt nicht — Polizeihunde laufen Ihnen nach, und Sie erlauben sich, mit anständigen Leuten zu verkehren!“ — „Nun, das steht ja noch nicht fest,“ braust der Dicke auf, „wer verfolgt wird, Sie oder ich.“ — „Ich bin fest davon überzeugt, Sie werden von der Polizei gesucht.“ — „Wieso denn, ich habe habe mich.“ — „Das kann man niemals wissen. Plötzlich kommt irgendetwas heraus.“ Beide sehen einander hahserfüllt an.

„Wenn Sie so fest überzeugt sind, daß nicht Sie der Gesuchte sind, dann gehen Sie doch ruhig hinaus. Dann werden wir ja sehen, auf wen der Hund lauert.“ Der Lange lacht verächtlich. — „Sie sind ja ebenfalls von Ihrer Unschuld überzeugt. Warum wollen Sie es nicht versuchen, zuerst wegzugehen?“ Der Lange wirft dem Dicken einen verächtlichen Blick zu und macht Miene, die Tür zu öffnen. Der Dicke verfolgt seine Bewegungen mit

einer heimlichen Hoffnung. Als aber der Lange gerade bis zur Tür gekommen ist, springt er zurück: „Er wartet noch immer!“ „Was sollen wir denn jetzt anfangen?“ fragt der Dide in voller Verzweiflung. Ein Mann in einer Lederjacket geht durch den Hausflur. Der Lange hält ihn an. „Da ist ja Krystin.“ Krystin begrüßt den Lengen. „Ich komme gerade von einer Inspektionsreise zurück. Was macht Ihr den hier?“ „Wir unterhalten uns ein bißchen,“ antwortet der Lange verlegen. Krystin will hinausgehen und bemerkt den Hund vor der Tür. „Was ist denn das für ein Hund?“ fragt er erstaunt. — „Still! Das ist ein Polizeihund,“ warnt der Lange. — „So, ein Polizeihund? Wer wird denn gesucht? Ich jedenfalls nicht!“ — „Das kann man nicht wissen,“ erwidert der Dide. — „Wir leben doch alle so ruhig dahin und glauben, uns kann nichts passieren. Plötzlich erscheint so ein Hund und legt einem die Pfoten auf die Schulter.“ — „Wir wissen doch aber gar nicht, wen der Hund verfolgt?“ „Das ist ja gerade das Dumme.“ Krystin lächelt giftig. „Habt Ihr denn Angst?“ — „Gehen Sie doch selbst hinaus,“ antwortet der Lange boshaft. Krystin öffnet vorsichtig die Tür und springt zurück. „Das ist ja toll,“ sagt er mit betonter Gleichgültigkeit. „Wirklich komisch. Der Hund steht da und wartet. Was will er denn hier?“ — „Das möchten wir auch wissen.“ — „So ein Vieh,“ philosophiert Krystin, „kann nicht reden, versteht aber manches besser als ein Mensch.“ Ein Mann undefinierbaren Aussehens kommt von der Straße herein und fragt: „Was ist denn das für ein Hund?“ — „Ein Polizeihund!“ erklärt der Dide. „Ein wichtiger Verbrecher wird gesucht.“ — Der Undefinierbare taumelt zurück. — „Wo ist denn der Verbrecher?“ — „Alle vier sehen einander argwöhnisch an. „Wißt Ihr was?“ unterbricht endlich der Lange das Schweigen. „Es ist doch unmöglich, daß wir hier alle im Hausflur herumstehen. Wir müssen irgend einen Entschluß fassen.“ — „Ich schlage folgendes vor,“ sagt Krystin. „Wir wollen losen. Es soll wenigstens nur einer von uns zugrunde gehen.“ „Richtig, man muß losen,“ gibt der Lange zu. Der Dide zwinkerte. — „Ich bin einverstanden.“ — Krystin zieht eine Streichholzschachtel aus der Tasche, nimmt ein paar Streichhölzer heraus und sagt: „Wer das Längste zieht, muß gehen.“ Der Dide hat das Längste. Er seufzt und geht hinaus. Alle sehen ihm aufgeregt nach. „Natürlich, er ist es,“ sagt der Lange, „und ich habe ihn ein halbes Jahr lang für einen anständigen Menschen gehalten!“ — „Als ob es heute anständige Menschen gibt!“ meint Krystin. Der Dide steht wie ein zum Tode Verurteilter auf der Straße. Der Hund hat scheinbar nur auf ihn gewartet. Er springt auf den Diden los und legt ihm die Pfoten auf die Schultern. „Ich bin verloren,“ jammert der Dide. Jetzt geschieht aber etwas ganz Unerwartetes. Der Dide hat sein Paket fallen lassen. Der Hund packt es und läuft damit davon. „Jetzt wird gleich der Beamte kommen,“ sagt der Lange. Einige Minuten vergehen in bangem Schweigen. Niemand kommt. „Was war eigentlich drin?“ fragt endlich Krystin. — „Nichts Besonderes, nur zwei Pfund Butter.“

(Uebersetzung aus dem Russischen von A. Graefe.)

Städtische Fernheizung - Ein Zukunftsprojekt.

Im Gegensatz zur lokalen Beheizung versteht man bekanntlich unter Fernheizung die Wärmelieferung an mehrere Gebäude von einer Zentralfabrik aus. Bei dieser Heizungsart wird die Wärme in einem besonderen Heizwerk erzeugt und in Form von Warmwasser oder Dampf mit Hilfe unterirdischer Rohrnetze an die Abnehmer geleitet. Handelt es sich bei den mit Wärme belieferten Gebäuden nicht um Teile einer geschlossenen Gruppe, also Schule, Behörde, Krankenhaus usw., sondern um Straßenzüge oder ganze Stadtgebiete mit beliebigen Interessenten, so spricht man auch von Städteheizung.

Die erste bedeutende Städteheizung entstand in Amerika, und zwar im Jahre 1878 in New York. Heute gibt es in den Vereinigten Staaten über 200 Städteheizwerke, und manche der großen Städte, wie z. B. New York, besitzen sogar mehrere solcher Anlagen. In Deutschland entstand die erste größere Fernheizung im Jahre 1884, und zwar bei der Technischen Hochschule in Berlin, wo die Beheizung der einzelnen Gebäude von einer Stelle aus erfolgte. Im Jahre 1900 folgte Dresden, wo zwölf Gebäude auf diese Weise beheizt werden. Eigentliche Städteheizungen entstanden erst nach dem Kriege, und zwar in Hamburg, Kiel, Barmen, Braunschweig, Leipzig, vor einigen Jahren auch in Berlin, wo heute große Teile von Charlottenburg und Moabit sowie einer Reihe anderer Vororte fernbeheizt werden.

Die Städtebeheizung zeichnet sich, vorausgesetzt, daß eine genügende Anzahl von Verbrauchern vorhanden ist, durch eine Reihe von Vorteilen gegenüber der lokalen Beheizung aus. Der Brennstoff kann im Heizwerk viel besser als in den einzelnen Anlagen ausgenutzt werden; durch den Großeinkauf von Kohle werden weitere Ersparnisse erzielt; das An- und Abheizen geht schneller vor sich, und schließlich wird die Rauch- und Rußplage beseitigt. Für den Abnehmer ergibt sich ein besonderer Vorteil dadurch, daß das für die Kesselanlage nötige Kapital frei wird, desgleichen die zu ihrer Aufstellung notwendigen Räume. Ebenso wird die Feuerversicherung billiger, da die Feuergefahr durch die Fernheizung stark vermindert wird.

Während in Amerika der Gedanke der Städteheizung sich in großem Maße durchgesetzt hat, steht Deutschland erst im Anfang einer solchen Entwicklung. Es ist jedoch mit Sicherheit anzuneh-

men, daß die Städteheizung im Laufe der nächsten Zeit in erhöhtem Umfange Platz greifen wird, vor allem überall da, wo ein dichtgedrängter Wärmebedarf besteht, also in den Wohn- und Geschäftsvierteln der größeren Siedlungen. Mit der Zeit wird dann sicherlich die Wärmelieferung zu einer eben solchen Selbstverständlichkeit werden, wie es die Belieferung mit Wasser, Leuchtgas und elektrischem Strom bereits geworden ist. Manow.

Die Buße.

Erzählung von Werner Brachwig.

Der Herr Pfarrer vom Schwarzbach studierte gerade in seinem schönen Garten eine Predigt ein. Er hatte vor, es den Schwarzbachern einmal ordentlich zu sagen! Überall wurde gestohlen, bald fehlten dem Kirchbauern Hühner, bald dem Kranebitter Gänse, dann holten sie der Nonna Berngräber zwei Hemden weg. So was durfte nicht sein. Aber das waren die jungen Burschen, sagte sich der Pfarrer: Saufen und kein Geld haben, Zigaretten rauchen anstatt einer ordentlichen Tabakspfeife.

Und wie er so über seine Predigt nachdachte, kam der alte Dorfarme Wendelin Chrysothomos Anastasius Himmelmeier bei der Gartentür herein. Er blieb, sein Hütel in der Hand, an der Tür stehen. „Na geh — her da!“ sagte der Pfarrer. „S'ist grad eine Freud' für mich, wenn ich einen Menschen seh', der sein ganzes Leben lang ehrlich und rechtschaffen war! Was verschafft mir die Ehr'?“

„Ze Marandamen!“ sagte der Himmelmeier. „Wannst bloß dat net g'sagt hättst, Pfarrer, daß ich in mein' ganzen Leben ehrlich war. Vorgestern war ich fünfundfünfzig Jahre alt. Bis an den Tag war ich ehrlich. Aber an mein' Geburtstag, ich werd's nie begreifen, daß mich mein Namenspatron, der Heilige Chrysothomos, so im Stich gelassen hat, habe ich zwei Enten gestohlen, gebraten und gegessen!“

„Solo!“ rief der Pfarrer. „Aldann bist es du, der im Ort stiehlt als wie ein Rab'. Wir sind nicht im Beichtstuhl, und ich werde dich dem Gendarmen melden!“ Und er machte ein gar böses Gesicht, der gute, alte Pfarrer.

„Nur das nicht!“ rief der Himmelmeier. „Nur nicht ins Gefängnis. Ich will dem Huberer seine zwei Enten bezahlen.“

„Zwei Enten?“ sagte der Pfarrer. „Du wirst ihm vier Enten ersetzen. Mit Zins und Zinseszins muß der Diebstahl gebüßt werden. Himmelmeier! Ich, dein Pfarrer, mein's gut mit dir! Dem Huberer seine Enten sind immer am Bach bei der Mühle. Du holst vier Enten und setzt sie dort aus. Und du haßt dein Verbrechen gebüßt!“ Und der Pfarrer drehte sich um und ging.

Vier Enten! Der Himmelmeier stützte den Kopf in die Hand in der Wirtshaft. Er hatte gemeint, die ganze Sache wäre mit drei Vaterunsern abgemacht gewesen. Und wie er so finierte und zum Fenster in den im Frühlingsflor prangenden Garten blickte, marschierten junge Enten auf. „Waaf — waaf!“ Die Mutter voran, und ihrer zehne hinten nach.

„Hirschwirt!“ rief der Himmelmeier. „Was kostet so eine junge von den Enten?“

„Na, weißt du es bist, sagen wir dreißig Kreuzer!“ sagte der Hirschwirt. „Wannst mir am Nachmittag eine Stund' Holz hacken tätst, da könnt ich dir die Enten schenken!“

Und der Himmelmeier hatte eine halbe Stunde Holz, packte vier Enten in ein Zigarrentüfel, ging an den Bach und ließ die Tierchen dort bei dem Huberer seinen Enten schwimmen. „Waaf — waaf — waaf!“ sagte die Entenmutter, als sie den Zuwachs bemerkte, und freute sich.

„Dir hat man auch zwei Enten gestohlen!“ sagte der Pfarrer einige Tage später zum Bauern Huberer in der Gemeinderats-sitzung.

„Mir jemand Enten gestohlen? Verzeihen, Hochwürden, aber das ist nicht möglich. Das ist ausgeschlossen, so was! Ich hab' vier junge Enten mehr, als ich ausbrüten ließ! Aber dem Berngräber, wo sie seiner Frau ein Hemd g'stohlen haben, fehlen zwei Enten. Mir net!“

„Na, nächstens paß auf, wenn du was stiehst!“ sagte der Pfarrer ärgerlich zu Wendelin Chrysothomos Anastasius Himmelmeier. „Und der Schwindel mit den jungen Enten wird dir auch noch was zu schaffen machen im Fegefeuer!“

Himmelmeier hätte was sagen wollen, aber er sagte nichts.

Neunzig Jahre sind kein Grund, das Chauffieren Jüngern zu überlassen . . .

Frau Julia James in Bournemouth (England), eine Dame im Alter von 90 Jahren, lenkt ihr Auto selbst. Man sieht sie des öfteren in den Straßen der Stadt und in der näheren Umgebung spazieren fahren. Sie chauffiert völlig sicher. Ueber ihre Eindrücke während der ersten Unterrichtsstunden im Autofahren berichtete sie anlässlich eines Interviews:

„Ich war nicht ein bißchen nervös, und nach einer Erklärung von einer halben Stunde war ich in der Lage, das Steuerrad zu nehmen und zu fahren. Es schien ganz von selbst zu gehen, und seitdem bin ich oft mit dem Wagen aus gewesen. Ein 60- oder 70-Kilometer-Tempo macht mir nichts aus, wenn ein anderer am Steuer sitzt, doch ich selbst fahre niemals schneller als 30 oder 40 Kilometer die Stunde.“

Shaws „Die heilige Johanna“ im Harzer Bergtheater. „Die heilige Johanna“ von B. Shaw soll zum ersten Male auf einer Freilichtbühne aufgeführt werden. Das Harzer Bergtheater in Thale will das Stück im August herausbringen.

Opernfänger und Bühnenautor. „Der oder der?“ ist der Titel einer Tairpantomime, die Max Spilker, der beliebte Baritonist der Leipziger Oper, entworfen und in Musik gesetzt hat. Die Uraufführung findet am Neuen Theater in Leipzig statt.

7000 verschwundene Mädchen. Nach einer Angabe der Polizei in Newyork sind dort im Verlaufe des Jahres 1928 nicht weniger als 7000 Mädchen im Alter von 16 bis 18 Jahren aus ihrer elterlichen Wohnung verschwunden und nicht mehr zurückgekehrt. In den meisten Fällen handelt es sich um Mädchen, denen seitens ihrer Eltern die Zustimmung zur Heirat verweigert wurde, und die dann mit ihrem Verehrer im geheimen verschwunden sind. Die Polizei ist davon überzeugt, daß ein Teil dieser Mädchen in die Hände von Mädchenhändlern gefallen ist.

Hilferufe aus einer Stahlkammer. In einem großen Bankhause in Cincinnati wurden kürzlich in den Stahlkammern durch Handwerker Arbeiten vorgenommen. Nach Fertigstellung der Arbeiten wurde einer der Arbeiter versehentlich in eine Stahlkammer eingeschlossen. Damit war der Mann in eine sehr unangenehme Lage geraten; denn da am folgenden Tage die Bank geschlossen blieb, hatte er damit zu rechnen, daß er etwa 24 Stunden würde eingeschlossen bleiben, so daß die Gefahr des Erstickenstodes vor ihm auftauchte. Zufällig war der Eingeschlossene als Radio-Amateur des Morsealphabets mächtig. Und nun begann er mit einem Stück Eisen das S.O.S.-Signal gegen die Wand zu hämmern, in der Hoffnung, daß dies erkannt werde. Stundenlang blieb sein Notruf unbeachtet, bis ein die vorbeiführende Straße passierender Telegraphist die Zeichen hörte und verstand. Dieser trug dann Sorge, daß der Eingeschlossene bald aus seiner unangenehmen Lage befreit wurde.

Vom Tode auferstanden. Im Dorfe Grobind bei Fiume starb vor einiger Zeit nach kurzer Krankheit die 65jährige Gutsbesitzerin Romena Miculini. Einige Stunden vor dem anheraumten Begräbnis trat ein Verwandter der Verstorbenen in die Leichenhalle, um die Verstorbene noch einmal zu sehen. Da erhob sich diese plötzlich und verließ den Sarg. Der Verwandte stürzte ins Freie und rief auf der Straße, die Tote sei auferstanden. In dem Dorfe, in dessen Kirche augenblicklich die Messe gelesen wurde, brach eine Panik aus. Leute warfen sich auf die Knie, einige wollten auf den Friedhof, um alte Gräber aufzuscharren. Nur mit Mühe und Not gelang es dem Pfarrer und dem Arzt, die Menge zu beruhigen. Der Arzt untersuchte die „Auferstandene“ und stellte fest, daß die Romena Miculini nur scheinot gewesen sei. Die „Auferstandene“ mußte infolge von Schwäche noch einige Tage im Bett bleiben, wurde dann aber wieder gesund.

Aus unserem Raritätenkasten.

728.

Die Callas-Lima-Bahn in Peru überschreitet die Paghöhe der Anden in 4780 Meter Höhe. Das ist fast so hoch wie der Mont Blanc.

729.

Eine Million Sekunden vergehen in rund zwei Wochen. Für den Ablauf einer Billion Sekunden sind etwa 31 000 Jahre erforderlich.

730.

Der römische Kaiser Caligula verbrauchte während seiner noch nicht vier Jahre währenden Herrschaft nach heutigem Gelde 220 Millionen Goldmark.

731.

Braunschweig hat 1838 die erste Staatsbahn gebaut.

732.

Wilde Kamele wittern Menschen bereits in einer Entfernung von 20 Kilometern.

733.

Wepentische können tödlich wirken, wenn sie auf der Zunge und am Halse sind.

734.

Schwarze Opale werden hauptsächlich in Australien gefunden.

735.

Der Einsiedlerkrebs Birgus latro kann Kokosnüsse mit seinen Scheren aufknacken.

736.

Kylolnch kommt aus dem Griechischen und bedeutet Holzstein. Es ist ein wetterbeständiges und feuerfesteres Baumaterial aus Sägespänen und Magnesia.

737.

Die Anzahl der keimenden Unkrautsamen auf einem Hektar hat man mit 115—228 Millionen angegeben.

738.

Das Virginia-Tief ist die tiefste Stelle des Atlantischen

Ozeans, 340 Meter tief, und liegt nordwestlich von den Virginschen Inseln, Jungfrau-Inseln, einer Gruppe der „Kleinen Antillen“.

739.

Das Banahonda-Holz leidet nicht unter Feuchtigkeit.

740.

Auf Ceylon gibt es einen Baum, der „Evas Apfelbaum“ genannt wird. Dieser Baum hat eine sehr schöne duftende Blüte, und die Frucht hat die ungefähre Form eines Apfels, der außen Orangefarben hat und innen Scharlachrot. Jede Frucht trägt nun ein merkwürdiges Zeichen, das aussieht, wie wenn ein Stück davon abgebissen wurde. Diese seltsame Erscheinung sowie die Tatsache, daß die Frucht giftig ist, hat zu dem Glauben geführt, man habe hier die „verbotene Frucht“ aus dem Paradies vor sich, durch deren verführerisches Aussehen Eva dazu gebracht worden sei, in sie hineinzubeißen. Daher hat der Baum den Namen „Evas Apfelbaum“ erhalten.

741.

Im Altertum waren namentlich im Peloponnes Birn- und Apfelbäume stark angepflanzt. Aus verschiedenen Werken antiker Schriftsteller ist zu entnehmen, daß der Aufzucht dieser beiden Fruchtbaume große Aufmerksamkeit zugewendet wurde, und daß sie in großem Umfange angebaut wurden. Plinius berichtet bereits über 36 verschiedene Apfel- und 41 verschiedene Birnsorten. Die Zahl der Sorten im alten Rom ist freilich gering gegen die Zahl der Sorten, die es von beiden Fruchtarten heute gibt. Nach Deutschland kamen Birn- und Apfelbaum durch die Römer, aber erst mit dem Aufkommen der Klöster wurden beide Bäume in größerem Umfange verbreitet.

742.

Der Name Voigtland kommt aus dem Lateinischen. Terra advocatorum, das Land der Vo(i)gte, so nannte man die Landschaften, die einst unmittelbarer Besitz des römisch-deutschen Kaisers waren und durch Vögte verwaltet wurden. Jetzt versteht man unter Voigtland Teile von Sachsen und Thüringen. Durch Naturschönheiten berühmt ist die Voigtländische Schweiz, die Umgebung des engen Felsentals der oberen Weißen Elster zwischen Plauen in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwidau und Greiz.

743.

In den Jahren 1905 bis 1921 stellte das Lowell-Observatorium in Flagstaff (Arizona), das sich hauptsächlich mit der Erforschung des Mars beschäftigt, mit dem 24zölligen Instrument allein vom Mars 100 000 photographische Aufnahmen her. Die Gesamtzahl aller Planetenaufnahmen während der Zeit betrug rund 250 000.

744.

Die Boa constrictor, die im Gebiete des Amazonasstroms lebt, bringt es hier auf eine Länge von 20—25 Metern.

745.

Im Amazonasstrom lebt ein Fisch, Boto genannt, der außerordentlich stark atmet und im Schlaf sogar schnarcht.

746.

Der Bodensee dürfte durch die Ablagerungen des Rheins in etwa 12 000 Jahren ausgefüllt sein.

747.

Ein kleiner Käfer, der Haltiva atropae, nährt sich ausschließlich von der sehr giftigen Tollkirsche.

748.

Ein einziger Kolben der Delpflanze hat etwa 200 000 Blüten.

Fröhliche Ecke.

Durst auf Bergen. Endlich sind die beiden Freunde auf dem Dreitausendmeter-Gipfel angelangt.

„Herrlich, diese Fernsicht! Zu schade, daß ich mein Glas vergessen habe!“

„Wir können ja auch aus der Flasche trinken.“

(„Deutsche Wochenztg. für die Niederlande“)

Mütterliche Autorität. Zwei Kinder streiten sich.

John: „Es ist so!“

Elisabeth: „Nein, es ist nicht so!“

John: „Ich sage dir, es ist doch so. Mutti sagt auch, es ist so. Und wenn Mutti sagt, es ist so, dann ist es so, auch wenn es nicht so ist.“

(„Daily News“)

Ja, diese Amerikaner! Amerikanischer Tourist beim Anblick des feuerpeienden Vesuvus: „Na, sieht das nicht wie die Hölle aus?“

Französischer Tourist: „Nu sehe mal einer diese Amerikaner! Wo die schon alles gewesen sind!“

(„Daily News“)

„Ehe ich Ihnen die Hand meiner Tochter zusage, muß ich mich Ihrem Einkommen erkundigen.“ — „Alles in allem etwa zehntausend Mark.“ — „Um, dazu kämen die zehntausend Mark, die ich meiner Tochter jährlich geben werde.“ — „Ach, die habe ich schon mit eingerechnet.“